

**Zeitschrift:** Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie  
**Band:** 87 (1997)  
**Heft:** 4  
  
**Artikel:** Lebenserinnerungen des Historikers Moriz Ritter [Fortsetzung]  
**Autor:** Kessler, Ewald  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-404871>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Lebenserinnerungen des Historikers Moriz Ritter\*

(Fortsetzung)

Mit solchen Vorsätzen nahm ich wenige Tage nach meiner Promotion Abschied vom Elternhaus und siedelte nach München über. Leicht wurde mir dieser Wechsel nicht. Denn bei meinem zurückgezogenen Leben hatte ich eine Entschädigung in einem regen und gemütswarmen Familienleben gefunden. Es war das eine Seite meines Lebens, die ich nicht berühren möchte, ohne einige Worte über meine jüngere Schwester Anna einzufügen. Einen tiefer gehenden Einfluss auf meine geistige Entwicklung, wie sie von meiner älteren Schwester ausging, hat sie, obgleich sie auch mehr als zwei Jahre im Alter mir voranging, nicht geübt; um so grösser aber war ihre Bedeutung für die Gemütswärme, welche das Leben unserer Familie und ihres engsten Freundeskreises durchströmte. Während meine ältere Schwester und ich den etwas schweren Charakter der Mutter geerbt hatten, war auf Anna der heitere Sinn unseres Vaters, der die Last des Lebens erleichtert, das offenherzige und dienstbereite Entgegenkommen, das die Menschen rasch gewinnt, übergegangen. Galt es, ein Fest anzuordnen oder auch nur einen fröhlichen Ausflug zu unternehmen, so gingen meist von ihr die Anordnung und die besten Einfälle aus, sie sorgte für Pflege und Aufheiterung, wenn Krankheit oder Niedergeschlagenheit eintraten, als ein woltätig verbindendes Element war sie Eltern und Geschwistern gleich unentbehrlich.

So bedeutete denn die Übersiedlung nach München für mich einen Abschnitt in meinem bisherigen und den Eintritt in ein neues Leben. Die nächste Aufgabe aber, die mir dabei gestellt wurde, war: Gewinnung eines gedeihlichen Verhältnisses zu dem neuen Leiter meiner Arbeiten. Cornelius begann damit, dass er mich ein halbes Jahr lang archivalische Akten erst in München, dann in Bernburg nach den von ihm gefertigten Verzeichnissen abschreiben liess. Sichtlich wollte er in dieser ziemlich mechanischen Tätigkeit die Beständigkeit meines Arbeitswillens erproben. Nachdem ich die Probe gut bestanden hatte, brachte er mir aber ermutigendes Vertrauen entgegen. Wie bemerkt, handelte es sich darum, nicht etwa pfälzische Fürstenbriefe, sondern die Akten des Werdens und Wirkens der von Kurpfalz geleiteten Union herauszugeben. Nun begnügte sich Cornelius damit, mir den Plan der Herausgabe in den Grundzügen darzulegen, sodann in fortlaufenden Besprechungen, die meist an

\* Vgl. den ersten Teil dieses Artikels in IKZ 86/1996, Heft 3, S. 161–189.

sonntäglichen Vormittagen gehalten wurden, über den Fortgang meiner Arbeiten und die dabei zu verfolgenden geschichtlichen Probleme von mir Bericht erstatten zu lassen, im übrigen aber überliess er es fortan mir, nicht nur die Akten aufzusuchen und zu sichten, die wichtigern in Abschriften – jetzt unter reichlicher Beihülfe von Abschreibern –, die weniger wichtigen in Auszügen, welche die Vorlage nach Möglichkeit ersetzen könnten<sup>61</sup>, zu sammeln, sondern auch in dem Plan der schliesslichen Herausgabe wesentliche Veränderungen einzuführen. So erwuchs zwischen uns ein Verhältniss der Achtung und des Vertrauens, wie denn auch Cornelius in den weitem Jahren, sooft es darauf ankam, mit seinem Urteil und seinem Einfluss für mich einzutreten, sich dieser Aufgabe in der für mich ehrenvollsten Weise unterzog. Und doch fehlte etwas unter uns, das dem Verhältniss erst rechte Wärme eingehaucht hätte, was man sich aber nicht geben kann, nämlich die natürliche Sympathie. Cornelius erwartete von seinen Schülern Bescheidenheit und offenherzige Hingabe; er stiess sich an dem nun einmal in mir liegenden Zug von Verslossenheit und mit starkem Selbstbewusstsein gemischtem Eigenwillen. Er selber liess im Verkehr die freundlichen Rücksichten, welche aus einer verfeinernden Erziehung stammen, vielfach vermissen und bahnte sich wol, wenn man seinen täglichen Gewohnheiten und Einrichtungen unbequem wurde, rücksichtslos, selbst barsch seinen Weg. Ich nahm solche Verletzungen äusserlich widerspruchslos hin, wurde aber im stillen der Empfindlichkeit darüber nicht Herr. Immerhin durfte ich mir sagen, dass die beiderseitigen Beziehungen im Fortgang der Jahre bis zu Cornelius' Tod eher enger als loser wurden.

Natürlich zog die neue Umgebung, in die ich eintrat, auch in meinen sonstigen Beziehungen wichtige Veränderungen nach sich. Oft und lebhaft fühlte ich jetzt den Wunsch, an einem grösseren Gesellschaftsleben und seinen Unterhaltungen Anteil zu nehmen. Allein hier stand mir meine ein wenig mönchische Erziehung im Weg. Gute Sitten waren mir allerdings in meinem elterlichen Hause eingepflanzt, wobei mir auch das Beispiel junger Engländer aus guter Familie, die als Pensionäre von meinen Eltern aufgenommen wurden, trefflich zustatten kam. Hätte ich nun aber an einer Tanzstunde teil nehmen und weiterhin Einladungen zu Tanzunterhaltungen folgen wollen, so wäre ich mit meiner ältern Schwe-

<sup>61</sup> Anmerkung von M. Ritter: Auffallend war es, dass er selbst auf eine Kontrolle dieser Auszüge, von deren Richtigkeit doch der Wert der Edition grossen Theils abhing, verzichtete. Erst nach dreijähriger Arbeit nahm er eine Durchsicht der bis dahin gemachten Regesten vor und erklärte dann, sie seien gut und könnten gedruckt werden.

ster und ihren geistlichen Ratgebern in Konflikte geraten, denen ich lieber, wenn auch ohne rechte Zustimmung auswich. Die Folge war, dass mir ein geselliges Ungeschick anhaftete, das mich vor den fröhlichen Unterhaltungen jugendlicher Gesellschaften scheu zur Seite treten liess. Meinen Umgang musste ich also vornehmlich im Kreise jüngerer und älterer Studiengenossen suchen: Nun fand ich in München als Mitarbeiter der Historischen Kommission Kluckhohn<sup>62</sup> und Weizsäcker<sup>63</sup> vor. Beide nahmen mich freundlich auf; wie sie aber im Alter mir um viele Jahre vorgingen, so bildete sich ein näheres Verhältniss erst nach längerer Zeit und dann nur zu dem in München verbleibenden Kluckhohn. Zunächst musste ich mich demnach an solche Kreise halten, mit denen ich während meines Wanderjahres angeknüpft hatte. Dazu gehörte vor allem die katholische zum grössten Teil aus Theologen bestehende Studentenverbindung Arminia<sup>64</sup>, in der ich, ohne beizutreten, vielfach hospitiert und dabei in der Person des aus der Provinz West-Preussen stammenden Theologen Andreas Pankau<sup>65</sup> einen nahen Freund gewonnen hatte. Pankau war der erste Bekannte, der mir nach meiner Rückkehr nach München auf der Strasse begegnete, zu seinen ersten Sorgen gehörte es aber, dass er

<sup>62</sup> *August Kluckhohn* (1832–1893), nach Studium in Heidelberg (Häusser) und Göttingen (Waitz) 1858 Habilitation in Heidelberg und Übernahme der Redaktion des Rezensionsteils von Sybels *Historischer Zeitschrift* in München. 1859 Mitarbeiter der Historischen Kommission, erst bei den Reichstagsakten, dann bei der Wittelsbacher Korrespondenz, von der er die Briefe Friedrichs des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz, Braunschweig 1868–1872 (2 Bde.), herausgab, 1860 Privatdozent an der Universität München, 1865 a. o. Prof., 1869 o. Prof. an der Technischen Hochschule München, 1883 in Göttingen. Weitere hier einschlägige Werke: Wilhelm III., Herzog von Bayern-München, der Protektor des Basler Konzils, Göttingen 1862; Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern-Landshut, Nördlingen 1865 (Preisschrift der Historischen Kommission); Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz, Nördlingen 1876–1879.

<sup>63</sup> *Julius Weizsäcker* (1828–1889), ursprünglich Theologe in Tübingen, ab 1851 Geschichtsstudium in Berlin, dann in Paris, Habilitation in Tübingen, schrieb mehrere Abhandlungen über den Ursprung der pseudoisidorischen Dekretalen, 1860 zur Historischen Kommission nach München berufen, um unter Sybel an den Reichstagsakten zu arbeiten, 1864 o. Prof. in Erlangen, 1867 in Tübingen, 1876 in Göttingen, 1881 in Berlin; er veröffentlichte: *Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel*, München 1867–1877 (3 Bde.); *König Ruprecht 1376–1410*, Gotha 1882–1888 (3 Bde.).

<sup>64</sup> Die Arminia war seit 1840 der gemässigte, tagespolitisch weniger aktive Teil der Burschenschaft, im Gegensatz zur Germania. Als dritte Richtung kamen später die Teutonen dazu, die mehr die Landsmannschaften betonten.

<sup>65</sup> Andreas Pankau hatte sich Frohschammer angeschlossen, er wurde 1864 promoviert und 1865 Professor in Pelplin, starb aber früh.

mir einen seit dem vorausgehenden Semester in München weilenden, noch nicht ganz neunzehn Jahre zählenden Arminen bekannt machte, der damals noch zwischen dem Studium der Theologie und Philosophie schwankte, bald aber für die letztere sich entschied: es war Georg von Hertling<sup>66</sup>. Was für das damals noch sehr jugendliche Studentlein auf den ersten Blick einnahm, war das Feuer seiner Natur, sein schönes poetisches Talent und eine von der besten geselligen Erziehung getragene Mittheilbarkeit im Austausch alles dessen, was ihm am Herzen lag; er besass die Kunst, in der Unterredung sowol das eigne Gemüt, wie das des Theilhabers aufzuschliessen und diese Kunst übte er auch an mir, nicht ohne für's erste den Respekt des jüngern gegen den ältern Freund hervorzukehren. Was uns vor allem zusammenführte, war das Festhalten an der katholischen Kirche und ihren Dogmen. Aber gerade hier ergaben sich alsbald die Anlässe zu ebenso lebhaften, wie freundschaftlichen Auseinandersetzungen. Hertling sagte mir einmal, es sei doch nicht nur die verstandesmässige Einsicht oder das religiöse Bedürfniss, das den Katholiken mit seiner Kirche verbinde, hinzukommen müsse die persönliche Verehrung und Liebe, die er ihren Häuptionen entgegenbringe. Es war das die Anschauung, die er von seinen im Mainzer Seminar<sup>67</sup> gebildeten Religionslehrern empfangen hatte, nach der die Übereinstimmung mit der Hierarchie durch die Macht des Gemütsbedürfnisses verbürgt werden solle. Für mich, der unter den Eindrücken der Behandlung, welche die Hermesianer, dann die Güntherianer an der römischen Curie und im Kölner Ordinariat erfahren hatten, aufgewachsen war, hatte die An-

<sup>66</sup> *Georg von Hertling* (1843–1919), 1867 Privatdozent, 1880 o. Prof. in Bonn, 1882 in München, 1875–1890 und 1896–1912 MdR (Zentrum), 1909–1912 Vorsitzender der Zentrumsfraktion, 1912 bayerischer Ministerpräsident, setzte 1913 die Erhebung von Prinzregent Ludwig zum bayerischen König durch, stand als Führer des monarchisch-konservativen Parteiflügels im Gegensatz zum demokratischen Flügel unter Erzberger, 1. Nov. 1917–30. Sept. 1918 Reichskanzler und preussischer Ministerpräsident.

<sup>67</sup> Das Mainzer Priesterseminar war von Bischof Ketteler nach dessen Ernennung durch den Papst 1850 vorrangig ausgebaut worden. Zuvor hatten die Mainzer kath. Theologiestudenten die kath.-theol. Fakultät in Giessen besucht, die ähnlich wie das Bamberger Seminar die Richtung der Tübinger Theologen vertrat. Die führende Gestalt in Giessen war Leopold Schmid, der damals vom Mainzer Domkapitel zum Bischof gewählt worden war, aber vom Papst nicht bestätigt wurde. Ketteler hatte seinen Priesteramtskandidaten den Besuch von Giessen untersagt und damit die Fakultät zum Absterben verurteilt. In Mainz herrschte die neuscholastische Richtung, die die moderne historisch-kritische Methode ablehnte und sich auf die Ergebnisse der mittelalterlichen Scholastik, wie sie in der Gegenreformation rezipiert worden waren, stützte.

schauung etwas durchaus Fremdartiges. – Stärker noch wirkte aber gleichzeitig ein anderer Gegensatz auf mich ein.

In frischer Erinnerung waren damals die zwischen Clemens<sup>68</sup> und Kuhn<sup>69</sup> in den Jahren 1859 und 60 gewechselten Streitschriften über das Verhältniss von Theologie und Philosophie, über die Unabhängigkeit oder Abhängigkeit der letztern von ersterer<sup>70</sup>. Für mich gaben sie einen Anlass, meine längst gehegten Ansichten über das Verhältniss von Glauben und Wissen schärfer auszuprägen. Ich ging von der Frage aus: woher stammen die Anschauungen und Grundsätze, die meinem sittlich-religiösen Leben Inhalt und Form geben? Antwort: aus den [in] meiner Jugend als fertige Wahrheiten vorgetragenen und angenommenen Glaubens- und Sittenlehren meiner Kirche. Sagte ich mich von ihnen los, so würde ich den Grund meines sittlich-religiösen Daseins zerstören. Woher aber, so fragte ich weiter, stammen die wissenschaftlichen Erkenntnisse, welche in ihrem die Menschheit und die Folge ihrer Geschlechter umspannenden Zusammenhang gewonnen und stetig weiter entwickelt werden? Antwort: Aus der Ermittlung der Tatsachen der innern und äussern Erfahrung und der Verarbeitung derselben nach den Gesetzen des Denkens und Erkennens. Der auf diesem Grunde tätigen wissenschaftlichen Arbeit dürfen nicht bestimmte Ergebnisse als untrügliche Voraussetzungen richtigen Forschens vorgeschrieben werden; es darf ihr auch,

<sup>68</sup> *Friedrich Jakob Clemens* (1815–1862), studierte am Jesuitenkolleg in Freiburg/Schw., 1843 Privatdozent in Bonn, 1856 Prof. der Philosophie in Münster, schrieb: *Giordano Bruno und Nikolaus von Cusa*, Bonn 1847, und gegen Anton Günther: *Die spekulative Theologie A. Günthers und die katholische Kirchenlehre*, Köln 1853, und gegen Kuhn: *Die Wahrheit in dem Streit über Philosophie und Theologie*, Münster 1860. Er verlangte die Unterordnung der Philosophie unter die kirchliche Lehrautorität.

<sup>69</sup> *Johannes von Kuhn* (1806–1887), Prof. der Theologie in Giessen, ab 1837 in Tübingen; 1848–1851 in der Württembergischen Kammer, 1862 in der Versammlung der Grossdeutschen in Frankfurt und Beteiligung an der Gründung des Deutschen Reformvereins. Kuhn schrieb: *Katholische Dogmatik*, Tübingen 1846 und 1859, und: *Die christliche Lehre von der göttlichen Gnade*, Tübingen 1868.

<sup>70</sup> Clemens hatte in: *Der Katholik*, Jahrgang 1859, einen Artikel geschrieben: *Unser Standpunkt in der Philosophie*, in dem er behauptete, die Philosophie müsse sich der kirchlichen Lehrautorität unterwerfen. Kuhn nahm dagegen in seiner *Dogmatik* Stellung und wiederholte seine Kritik u. a. 1860 in: *Philosophie und Theologie*, eine Streitschrift. Dagegen schrieb Clemens: *Die Wahrheit in dem von Herrn Prof. Dr. Kuhn angeregten Streite über Philosophie und Theologie*, Münster 1860. Auf weitere Artikel Kuhns antwortete Clemens nicht mehr. S. a. *Aloys Schmid*, *Wissenschaftliche Richtungen auf dem Gebiete des Katholizismus in neuester und gegenwärtiger Zeit*, München 1862.

da sie ihrer Natur nach von unvollkommenen zu vollkommenen Erkenntnissen, vom Irrtum zur Überwindung des Irrtums fortschreiten muss, nicht verwehrt werden, Ergebnisse, welche bisher angenommenen Wahrheiten, sei es im Reich des Wissens oder des Glaubens, widersprechen, offen auszusprechen und zur Prüfung vorzulegen. Wie aber, so lautete nun die dritte Frage, soll die Auseinandersetzung der so ganz unabhängig abgeleiteten Ergebnisse der Wissenschaft mit der kirchlichen Glaubenslehre erfolgen? Ich antwortete: man wird den Weg einer kritischen Vergleichung einschlagen. Ergibt sich dabei eine Übereinstimmung, so wird die wissenschaftliche Arbeit die Glaubenslehre zu vertiefen und zu erweitern suchen, tritt dagegen ein Widerspruch zutage, so ist zu fragen: erstens ob ein Ausgleich des zeitweiligen Widerspruchs noch als möglich erscheint, zweitens ob das wissenschaftliche Ergebniss als unbedingt sicher anzusehen ist. Wenn dann die erste Frage zu verneinen, die zweite zu bejahen ist, so tritt der Satz in Geltung, dass es keine zwei Wahrheiten giebt; es muss dann das bisher kirchlich Geglaubte durch das wissenschaftlich Festgestellte korrigirt werden.

Dass Hertling diese Anschauung teilte, konnte ich um so weniger annehmen, da er in dem seinem Münchener Aufenthalt vorausgehenden Semester in Münster studirt und sich mit den Lehren des Professor Clemens durchdrungen hatte. Der Gegensatz kam dann auch zur Aussprache, als Hertling in der Arminia einen Vortrag über die Aufgaben der Philosophie hielt, der in dem Ausspruch gipfelte: die Philosophie habe nicht die von der Theologie gepflegten Glaubenslehren zu «rekonstruieren». Sollte damit nur gemeint sein, dass der Philosoph bei dem Aufbau seines Lehrgebäude[s] auf theologische Sätze stosse, die über den Bereich seines Erkenntnisgebietes hinausgehen, die er darum auch nicht selbständig entwickeln könne, so konnte ich unter dem Vorbehalt, dass die Grenze nicht unverbrüchlich gezogen werden könne, [mich] damit einverstanden erklären. Aber die Meinung des Vortragenden ging weiter; er wollte sagen, dass die Philosophie bei Aufführung eines abschließenden Lehrgebäudes ihre Sätze Schritt für Schritt auf die Übereinstimmung mit den kirchlichen Dogmen einzustellen habe. Dagegen erhob ich als Hospitant Einspruch, und es gab nun eine höchst lebendige Disputation, die uns klar machte, dass wir in unserer Freundschaft auch tief greifende Meinungsverschiedenheiten hinnehmen mussten. Jedenfalls aber hinderten diese Verschiedenheiten nicht, dass wir uns eng aneinanderschlossen, bis Hertling mit Ablauf des Semesters München verliess, um sich in Berlin dem Studium der Philosophie, unter Verzicht auf die Theologie, zu widmen. Erst im Sommer des Jahres 1864, als ich zum Zweck ar-

chivalischer Studien einen etwa dreimonatlichen Aufenthalt in Berlin nahm, erneuerten wir unsern täglichen Verkehr.

Blicke ich auf die näheren Beziehungen, in die ich zunächst in München eintrat, zurück, so finde ich, dass auch jetzt noch Theologen und theologische Interessen in denselben vorwalteten. Bestärkt wurde dieses Verhältniss noch, als seit Anfang des Jahres 1863, da ich eben von einer archivalischen Reise nach Bernburg zurückgekehrt war, Pankau mir gleichsam als Ersatz für Hertling, den Trierer Geistlichen Mosler zu näherem Umgang zuführte. Es war ein eifriger Schüler des Tübinger Dogmatikers Kuhn und jetzt, nach kurzer Beschäftigung in der Seelsorge, nach München geschickt, um nach Erwerbung der theologischen Doktorwürde eine Professur am Trierer Seminar anzutreten. Eine durchaus lehrhafte Natur, gestaltete er seine Unterhaltung vielfach zu förmlichen theologischen Vorträgen aus, in denen mich vor allem seine Auseinandersetzungen über Kuhns Lehre von der göttlichen Gnade anzogen, weil sie auf den Anschauungen des heiligen Augustinus beruhten, und mir somit zuerst ein tieferer Einblick in die Augustinische Theologie eröffnet wurde. Zugleich mit ihm lernte ich den später viel genannten Dr. Franz Brentano<sup>71</sup> kennen, der mich indess als zu befangen in dem engen Kreis aristotelisch-thomistischer Philosophie nicht anzog. Endlich aber, und zwar während des erwähnten Berliner Aufenthaltes, kam die Zeit, da ich aus dem engen Bereich der theologischen Beziehungen heraustrat. Der nächste Anlass dazu wurde mir geboten, da Hertling mich alsbald mit August von Druffel<sup>72</sup>, der sich nach seiner Promotion in Göttingen und Ableistung seines militärischen Dienstjahres in Berlin vorläufig noch in letzterer Stadt aufhielt, bekannt machte. Nicht ohne eine gewisse Spannung nahm er die Vorstellung vor; denn wir beide, Druffel wie ich, waren wählerisch bei neuen Bekanntschaften und leicht zurückgestossen. Um

<sup>71</sup> *Franz Brentano* (1838–1917), Neffe von Clemens Brentano, 1864 Priester, 1866 Privatdozent, 1872 a. o. Prof. für Philosophie in Würzburg, schrieb 1869 für Bischof Ketteler ein Gutachten gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, trat 1873 aus der Kirche aus und legte seine Professur nieder, 1874 o. Prof. und ab 1880 Privatdozent in Wien, später in Florenz und ab 1915 in Zürich. Er schrieb damals: *Über die mannigfache Bedeutung des Seienden nach Aristoteles*, Freiburg 1862, und: *Psychologie des Aristoteles*, Mainz 1867.

<sup>72</sup> *August von Druffel* (1841–1891), Geschichtsstudium in Innsbruck, Berlin und Göttingen, Promotion 1862 mit: *Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne*, Regensburg 1862, dann bei der Historischen Kommission in München als Mitarbeiter für die Herausgabe der Wittelsbacher Korrespondenz, Habilitation in München, 1875 a. o., 1884 o. Mitglied der Bayer. Akademie der Wissenschaften, 1885 o. Honorarprofessor.

so angenehmer sah er sich enttäuscht, da vom ersten Tage ab ein gegenseitiges Wohlgefallen zwischen uns hervorbrach, das sich rasch zu wahrer Freundschaft steigerte. Wie dann Druffel noch vor mir Berlin verliess und sich in München, wohin er sich ohne festen Plan begeben hatte, von Löher<sup>73</sup> als Mitarbeiter der historischen Kommission gewinnen liess, und zwar für die politische Korrespondenz der bairischen Herzöge von 1550 (in Wahrheit von 1546) ab, rückten unsere Arbeitsgebiete nahe an einander, wurde unser Aufenthaltsort ein gemeinsamer, und unser Bund auf eine dauernde Grundlage gestellt.

Es bestand zwischen uns ein Verhältniss der Ergänzung. In wissenschaftlicher Erörterung, bei Besprechung planmässiger Anordnung des Studien- und Lebensganges brachte mir Druffel eine stets entgegenkommende Anerkennung, in mancher Hinsicht selbst eine gewisse Unterordnung unter mein Urteil entgegen; er dagegen war für mich der Mann, der in reichen Beziehungen zu den jungen Historikern stand und über gesellschaftliche Verbindungen und eine gesellschaftliche Gewandtheit verfügte, die mir abgingen, und so war er es vor allem, der mich den Fachgenossen näher brachte, in die gute Gesellschaft mir einen tiefern Einblick eröffnete und mich bei gelegentlichem Eintritt mit freundlichem Rat unterstützte. Gleich bei unserer Wiedervereinigung in München, die im Herbst 1864 erfolgte, führte er zwei junge Historiker in unsern täglichen Verkehr. Der eine war Paul Hessel, der zum Zweck archivalischer Studien über die Geschichte der Union nach München gekommen war, die indess nie das Tageslicht gesehen haben, der andre war Eugen Rohling, den ich in meiner Münchener Studentenzeit schon hatte kennen lernen, dem ich aber jetzt erst, da Cornelius ihn nach seiner Promotion ebenfalls als Mitarbeiter, und zwar für die bairischen Korrespondenzen nach 1600, anstellte, näher trat. In dieser Dreizahl von Studiengenossen bewegte ich mich vornehmlich während des Winters 1864 auf 65. Wie dann der kleine Kreis sich zeitweilig verengte – Hessel verliess uns nach Ablauf des Winters, Rohling wurde von einer tödlichen Krankheit befallen, der er im Winter 1865/6 erlag –, wie er aber im ganzen langsam zunahm – nähere

<sup>73</sup> *Franz von Löher* (1818–1892), juristische und daneben historische und naturwissenschaftliche Studien in Halle, Freiburg, München und Wien. 1846–1847 Reise nach Nordamerika, gründete 1848 in Paderborn die «Westfälische Zeitung», 1849 Wahl in die Zweite Kammer in Berlin (gemässigte Linke), dann Stadtverordnetenvorsteher in Paderborn, 1853 Habilitation für Staats- und Rechtsgeschichte in Göttingen, 1855 o. Prof. in München, 1857 Mitglied der Bayer. Akademie der Wissenschaften, 1865 Direktor des bayerischen Allgemeinen Reichsarchivs, das er tatkräftig förderte, 1888 Quieszierung.

Beziehungen bildeten sich zu Kluckhohn, dem Juristen Berchtold<sup>74</sup>, dem im Jahr 1866 in München sich niederlassenden Scheffer Boichorst<sup>75</sup> –, verfolge ich nicht im einzelnen, nicht hinweggehen darf ich aber darüber, wie jetzt auch der Wellenschlag der grossen öffentlichen Ereignisse in mein stilles Dasein drang.

Von dem Zeitpunkt ab, da unter dem Eindruck der österreichisch-italienischen Kriege<sup>76</sup> die Volksbewegung um staatliche Einigung Deutschlands sich mit neuer, jetzt nicht mehr abbrechender Kraft erhob, da sodann der preussische Verfassungskonflikt<sup>77</sup> sich mit dieser Bewegung verflocht, musste mich schon das Interesse des Historikers in diese Bewegungen hineinziehen. Ich folgte ihnen denn auch als regelmässiger Zeitungsleser und mit steigender Teilnahme, immer jedoch, nicht nur jetzt, sondern auch später durch eine nie überwundene Scheu von irgend einer unmittelbaren Beteiligung am öffentlichen Leben zurückgehalten. In dem alles beherrschenden Gegensatz zwischen grossdeutsch und

<sup>74</sup> *Josef Berchtold* (1833–1894), Studium der Rechte in München, Göttingen und Berlin bis 1859, 1862 Promotion, 1863 Privatdozent, 1867 a. o. Prof. und 1873 o. Prof. in München, daneben 1868–1873 Professor an der bayer. Kriegsakademie, 1890 einer der Testamentsvollstrecker Döllingers, starb 1894 als Rektor der Universität München.

<sup>75</sup> *Paul Scheffer-Boichorst* (1843–1902), Geschichtsstudium in Innsbruck, Göttingen und Berlin, stellte auf Grund quellenkritischer Forschungen die *Annales Patherbrunnenses* (Innsbruck 1870) wieder her, 1871–1875 Mitarbeiter an den *Monumenta Germaniae*, 1875 a. o. Prof. in Giessen, 1876 o. Prof. in Strassburg und 1890 in Berlin.

<sup>76</sup> Am 23. April 1859 erklärte Österreich dem politisch vom französischen Kaiser Napoleon III. gestützten Piemont den Krieg, der in der Niederlage Österreichs bei Solferino am 24. Juni 1859 gipfelte. In der Folge bis 1861 wurde der italienische Nationalstaat geschaffen. Preussen erkannte, im Gegensatz zu den übrigen Staaten des Deutschen Bundes, das neue Italien sofort an. Die blutige Schlacht von Solferino regte H. Dunant zur Gründung des Internationalen Roten Kreuzes 1864 an; ähnlich wurde die Bonner Borromäerin Schwester Augustine von Lasaulx 1866 und 1870/71 durch ihren persönlichen Einsatz für die verwundeten Soldaten ein «Engel der Schlachtfelder». – Ignaz v. Döllinger hielt 1861 seine Odeonsvorträge, in denen er die Möglichkeit erwog, dass der Papst den Kirchenstaat verlieren könnte, und damit die römische Kurie gegen sich aufbrachte.

<sup>77</sup> Die preussische Heeresreform ab 1860 wurde ab 1862 durch Bismarck gegen das Parlament durchgeführt, das den Haushalt der Regierung ablehnte. Bismarck vertrat als Ministerpräsident die Ansicht, dass die Regierung bei fehlendem neuem Haushaltsgesetz nach dem alten Haushaltsgesetz die Verwaltung weiterführen könne. Nach Wahlniederlagen von Fortschrittspartei und linkem Zentrum erlangte Bismarck durch das Indemnitätsgesetz von 1866 die nachträgliche parlamentarische Billigung der Staatsausgaben seit 1862.

kleindeutsch hielt ich mich, wie die von früher Jugend mich beherrschenden Stimmungen es mit sich brachten, zur österreichisch gesinnten Partei<sup>78</sup>, zumal ich meine ältern Freunde und Ratgeber auf dieser Seite fand. Übrigens erfuhr ich gerade aus diesem Kreise keine mich mächtig ergreifende Einwirkung. Grossdeutsche mit wahrer Leidenschaft waren unter seinen Angehörigen wol nur Kampschulte und Cornelius; des erstern Eifer wurde aber in Zaum gehalten durch die Sorge, sich vor seinen amtlichen Vorgesetzten nicht zu kompromittiren, dem letztern war das Werbebedürfniss, wie es z. B. Sybel unter seinen Schülern und Anhängern betätigte, fremd. Ich selber, wenn ich die Gegensätze in mir zu verarbeiten suchte, musste mir auch jetzt wider sagen, dass ich für meine Parteiwahl zwingende, über blosser Stimmungen hinausgehende Gründe nicht aufzustellen vermochte. Im Gegenteil, ich konnte mir nicht verbergen, dass bei Verwirklichung der grossdeutschen Ziele eine straffe Zusammenfassung der militärischen Kräfte und damit die Bedingung für ein den grossen Mächten ebenbürtiges Auftreten Deutschlands in der europäischen Politik nicht zu erhoffen sei. Zeitweilig suchte ich mich wol über solche Bedenken mit der bescheidenen Auskunft zu beruhigen, dass eben ein solches Auftreten gar nicht im Berufe Deutschlands liege: genug, wenn es die nötige Kraft besass, um für seine Sicherheit zu sorgen und seine ungeteilte Kraft der innern Entwicklung zu widmen. Aber auch diesen Ausweg verliess ich wider, da er mir bei gelegentlicher Erörterung weder als sicher, noch als ehrenvoll dargestellt wurde. So verharrte ich in einer schwankenden Stellung, während der Gang der Ereignisse – im Jahr 1863 der Frankfurter Fürstentag<sup>79</sup>, im Jahr 1864 der Krieg um Schleswig-Holstein<sup>80</sup> und im Anschluss an denselben die beginnende

<sup>78</sup> Die grossdeutsch gesinnte Partei erstrebte einen deutschen Nationalstaat mit Einschluss und unter Führung des katholischen Österreich. Diese österreichische Lösung hätte eine katholische Mehrheit und eine verhältnismässig schwache Zentralregierung für Deutschland bedeutet. Die kleindeutsche Lösung wurde durch den Ausschluss Österreichs nach dem Krieg von 1866 vorbereitet und nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 unter preussischer Führung und mit protestantischer Mehrheit verwirklicht.

<sup>79</sup> Der Frankfurter Fürstentag vom 17. Aug. bis 1. Sept. 1863, zu dem der österreichische Kaiser die deutschen Fürsten eingeladen hatte, scheiterte wegen der durch Bismarck veranlassten Absage des preussischen Königs Wilhelm. Österreich hatte hier einen Plan zur Reform des deutschen Bundes im grossdeutschen Sinn vorgelegt.

<sup>80</sup> Schleswig-Holstein war 1848 von Dänemark abgefallen, was zum ersten deutsch-dänischen Krieg führte, der 1850 mit einem Sieg Dänemarks endete. Wegen der Ablehnung der dänischen Gesamtstaatsverfassung von 1854 durch die

Entzweiung zwischen Österreich und Preussen – immer deutlicher auf kommende grosse Entscheidungen hinwies.

Gleichzeitig aber berührte mich neben den politischen Kämpfen eine andre Bewegung, die mir wol noch stärkere und unmittelbarere Teilnahme erweckte: sie entsprang aus den kirchlichen Verhältnissen und traf mich von zwei Ausgangspunkten her. Der eine lag in dem Bonner durch die Breslauer, Baltzer und Reinkens, verstärkten Kreise, der andre ergab sich in München, wo Döllinger die Leitung in die Hand nahm. In Bonn wurden Knoodt und seine Freunde durch das endlich im Januar 1857 erlassene Verdammungsurteil der Index-Congregation über Günthers Schriften schwer getroffen. Von jetzt ab war es ihnen gewiss, dass die päpstliche Kurie unter der geistigen Leitung des Jesuitenordens die Alleinherrschaft der thomistischen Philosophie in der katholischen Kirche durchzusetzen entschlossen sei. Wie aber Günther sich zwar dem päpstlichen Machtspruch unterworfen, seine wissenschaftlichen Überzeugungen aber nicht verleugnet hatte, so machten auch sie sich jetzt bereit, im Kampf, zunächst freilich in einem mehr stillen Kampf sich jener Alleinherrschaft zu erwehren. Vorübergehend leuchtete ihnen dabei eine mit merkwürdigem Optimismus ergriffene Hoffnung auf, als am 28. September 1863 die von Döllinger und Alzog<sup>81</sup> nach München berufene katholische Gelehrtenversammlung unter Döllingers massgebender Leitung sich für einen Plan gewinnen liess, nach dem die feindlichen Richtungen der Neuscholastiker und der wissenschaftlich freier Denkenden friedfertig zusammenarbeiten sollten, um alsdann in den kirchlichen Fragen die geistige Autorität der geeinten deutschen Wissenschaft neben der gesetzlichen Macht der kirchlichen Obern einzusetzen<sup>82</sup>. Allein schon am 21. Dezember desselben Jahres klärte ein päpstliches Schreiben an die deutschen Bischöfe darüber auf, dass die Curie keine

Stände von Schleswig und Holstein kam es 1863 zum zweiten deutsch-dänischen Krieg, der am 1. Aug. 1864 mit der Abtretung von Schleswig und Holstein durch Dänemark endete, die nun vom Deutschen Bund verwaltet wurden. 1866 benutzte Bismarck die Haltung Österreichs in der Schleswig-Holstein-Frage als Anlass zum Krieg gegen Österreich, der den Ausschluss Österreichs aus dem Deutschen Bund und die Eingliederung Schleswig-Holsteins in Preussen zum Ergebnis hatte.

<sup>81</sup> Die Einladung war am 4. Aug. 1863 von Döllinger und Haneberg unterzeichnet erschienen, am 12. Aug. 1863 kam die Unterschrift Alzogs dazu (*Friedrich, Döllinger, III, S. 301*).

<sup>82</sup> S. Verhandlungen der Versammlung kath. Gelehrten in München vom 28. Sept. bis 1. Okt. 1863, Regensburg 1863, darin S. 25–39 Döllingers «Rede über Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie».

Versammlungen und Beschlüsse gestatten werde, die nicht von dem Bischof des Ortes erlaubt, beaufsichtigt und geleitet würden.

Nach dieser Erfahrung konnte auch Döllinger es sich nicht verbergen, dass er die Freiheit, die für eine auf dem Boden der Kirche stehende Wissenschaft erforderlich sei, nur in schwerem Kampfe erringen könne. Einen Anfang zu diesem Kampf hatte er schon in dem der Gelehrtenversammlung vorausgehenden Sommersemester in einer öffentlichen Vorlesung gemacht, die freien Besprechungen theologischer Fragen gewidmet war. Damals hatte er eine Einrichtung und eine Theorie, von welcher der Vernichtungskampf gegen die nicht scholastische Wissenschaft vornehmlich ausging, einer scharf ablehnenden Kritik unterzogen. Die Einrichtung war die päpstliche Index-Kongregation<sup>83</sup>; die Theorie war die von den Neuscholastikern, voran natürlich den Jesuiten, immer herausfordernder aufgestellte Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenlehren. Als dann aber ein Jahr später, im September 1864, der viel berufene Syllabus erschien, schritt Döllinger an der Hand der hier verworfenen Sätze zu der weitem Frage fort: wenn die Unfehlbarkeit zum anerkannten Dogma wird, welche Gebiete des Lebens müssen dann von den päpstlichen unverbrüchlichen Vorschriften, älteren wie neueren, erfasst werden? Er antwortete: vor allem wird eine Umkehr des Rechtes, auf dem der Charakter der modernen europäischen Staaten vorzugsweise beruht, erfordert werden, nach Anleitung der Lehren, wie sie etwa Bellarmin auf der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert aufstellte, wobei dann der Satz von der Unterordnung der staatlichen Regierung unter die leitende, richtende und zwingende Gewalt des Papstes den Schlussstein bilden würde.

Die Hermesianer und Güntherianer hatten hauptsächlich für die freie Entfaltung ihres theologisch-philosophischen Lehrgebäudes gestritten; jetzt rückte Döllinger daneben oder eigentlich davor den Kampf um das Recht des modernen Staates gegen die Anhänger der päpstlichen Unfehlbarkeit und Allgewalt. In diesem neuen Gegensatz hatte nun auch ich meine Stellung zu ergreifen. Das aber wurde mir um so leichter, da ich, in einem paritätischen Staatswesen aufgewachsen, von Jugend auf die im Syllabus verworfene Gleichberechtigung der christlichen Be-

<sup>83</sup> Döllinger hatte in einem Konversatorium auf eine Frage zum Index ausführlich Stellung genommen. Ohne sein Wissen war eine Nachschrift seiner Ausführungen veröffentlicht und auf der Gelehrtenversammlung verteilt worden (s. *Kessler*, Ergänzungen und Berichtigungen zur Döllinger-Bibliographie von Stephan Lösch, IKZ 1990, S.147; *Friedrich*, Döllinger III, S.310–311 mit Anm. 13); s.a. *Mathias Joseph Scheeben*, Briefe nach Rom, Freiburg 1939, S. 81.

kenntnisse<sup>84</sup> und die Unmöglichkeit, dass in einem Staat, der über den streitenden Kirchen die Wage gleichen Rechtes zu halten hatte, eine bestimmte Kirche die Obergewalt beanspruchen könne, als selbstverständlich ansah. Dazu kam jetzt die besondere Einwirkung meiner Studien. Beauftragt mit der Sammlung und Bearbeitung politischer Akten, hatte ich mich sofort auch in die Geschichte, vor allem die deutsche Geschichte des entsprechenden Zeitraums vertieft und hierbei den auf katholischer wie protestantischer Seite entwickelten Theorien von den Aufgaben des Staats und seinem Verhältnisse zur Kirche besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Je mehr ich dabei in die aus den päpstlichen Erlassen und den Schriften der Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts hervorgehenden Anschauungen eindrang, um so unerträglicher erschien mir der Gedanke ihrer Widerbelegung in unserer Zeit. Mein Widerwille gegen die von der päpstlichen Regierung verfolgten Ziele wurde also verstärkt, und zugleich wurde die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit, die meinem Jugendunterricht fern gehalten, dann seit dem Einblick in die Hermes'schen und Güntherschen Streitigkeiten von mir abgelehnt war, jetzt mit dem Bewusstsein, dass von ihrer Annahme der Triumph aller römischen Ziele abhängt, mit doppelter Bestimmtheit zurückgewiesen.

Unter solchen Erfahrungen allgemeiner Art nahte nun aber auch die Zeit heran, da ich die erste Stufe meines eigentlichen Lebensberufes betreten musste. Dieser Beruf sollte, wie bemerkt, der des Universitätslehrers sein, und wie die erste Bedingung dabei die Ausarbeitung einer tüchtigen Schrift war, so fasste ich gleich bei meinem Eintritt in die historische Kommission den Vorsatz, die Akten, die ich zur Herausgabe bearbeitete, zugleich zu einer geschichtlichen Darstellung zu benutzen. Cornelius, der weniger auf den Umfang der Schrift, als auf die grösstmögliche Vollendung der Ausarbeitung aller Einzelheiten sah, hätte lieber gesehen, dass ich einen kleinen Ausschnitt aus den betreffenden Vorgängen zur Darstellung gewählt hätte, liess mich aber meinen eignen Weg gehen, der auf eine umfassende Behandlung der Geschichte der Union, zunächst ihrer Vorgeschichte und ihres allmählichen Werdens hinwies. Mit gewohnter Ungeduld förderte ich denn auch die Arbeit so fleissig, dass ich jenen ersten Teil, dem ersten Band meiner später erschienenen Geschichte der Union entsprechend, im Frühjahr 1865 meinem Lehrer handschriftlich

<sup>84</sup> Die Religionsfreiheit wurde als Menschenrecht im Syllabus abgelehnt, anders als im Dekret «*Dignitatis humanae*» über die Religionsfreiheit des Vatikanum II (*Klaus Schatz*, Kirchengeschichte der Neuzeit, II, Düsseldorf 1989, S. 84). Sie wurde damals vor allem von Döllingers Freund Montalembert propagiert.

zur Prüfung überreichen konnte. Zum erstenmal wurde mir nun der Vorteil einer Beurteilung vergönnt, die bei grosser Strenge doch zugleich von einem liebevollen Hineindenken in die Anlage der Arbeit ausging und von da aus die Ansätze zu ihrer Vervollkommenung zu ermitteln suchte. Ich bekam also eine Reihe von Ausstellungen und Vorschlägen zu hören; worauf dann das Schlussurteil lautete: als Leistung für die Habilitation an der Universität genüge die Arbeit, solle sie mir aber einen guten «Eintritt in die literarische Welt» eröffnen, so müsse sie erst noch einer gründlichen Umarbeitung unterzogen werden. Abermals wurde mir damit eine meiner Natur wenig zusagende Geduldsprobe auferlegt; in Anerkennung aber der Richtigkeit der Kritik machte ich mich unverzüglich, soweit meine Verpflichtungen gegen die historische Kommission es irgend erlaubten, an die Arbeit der Neugestaltung meines Werkes, und es gelang mir auch, bis zum Ausgang des Jahres, die mir gestellte Aufgabe im wesentlichen zu lösen.

Aber da musste ich erfahren, dass ich die Grenzen meiner von vornherein nicht ungewöhnlich grossen Arbeitskraft überschritten hatte. Als ich Anfang November 1865 von einer dreimonatlichen Arbeit im Dresdener Staatsarchiv nach München zurückkehrte, befielen mich kurze Krankheitsanfälle, die in ihrer Wiederholung sich steigerten und schliesslich die Sorge vor einer ernstlichen Erkrankung – man dachte an Schleimfieber oder gar Typhus – hervorriefen. Der nächste Grund des Übels wurde in zu starker geistiger Anstrengung gesucht; mitwirkend waren aber jedenfalls die Tücken des Münchener Klimas, denen ich vielleicht durch eine wärmere Kleidung, als ich sie von meiner rheinischen Heimat gewohnt war, hätte begegnen können. Immerhin wurde mein Zustand so bedenklich, dass ich mit Beginn des Monats Dezember nach Bonn reiste, um in der Pflege meiner treuen Mutter und meiner Schwester Anna die Herstellung von der Krankheit zu suchen. In Bonn jedoch kam zu allem andern Missgeschick noch eine falsche ärztliche Behandlung hinzu; und so geschah es, dass ich mich am zweiten Weihnachtstag mit einem Magenkatarrh zu Bett legen musste, der sich alsbald so bösartig entwickelte, dass zeitweilig ernste Besorgnisse um mein Aufkommen hervortraten. Als ich nach fünfwöchentlichem Krankenlager das Bett verlassen konnte, bedurfte ich mehrerer Wochen, um meine zusammengebrochenen Kräfte wider notdürftig zu sammeln, dann des ganzen folgenden Sommers und schliesslich einer Badekur in Ostende, um mich gründlich zu erholen. Erst mit Beginn des Oktobers 1866 konnte ich meine Stelle in München wider antreten. Der Arzt, der mich behandelt hatte – es war der treffliche Doktor Velten, dem ich untreu geworden

war, beim Ausbruch meiner Krankheit aber mich wider anvertraut hatte –, entliess mich mit der strengen Mahnung, meine Arbeitszeit einstweilen stark zu verkürzen und die Schwankungen meines Befindens sorgsam, wenn auch ohne Ängstlichkeit zu beobachten: zieht ihr Bruder, so sagte er meiner Schwester, sich einen Rückfall zu, dann ist er verloren. Für lange Zeit fand ich mich demgemäss jetzt in einer ähnlichen Lage, wie ein Mensch, der in dürftigen Verhältnissen lebt und bei jeder Ausgabe sorgfältig rechnen muss, ob sie nötig und mit seinen Einnahmen zu decken ist. In solchem Sinn musste auch ich meine verkürzte Arbeitszeit einem strengen Arbeitsplan anpassen, nach dem jede Stunde zweckmässig ausgenutzt und jede Abschweifung in verlockende Seitenwege vermieden werden musste. Leider war das ohne einige Selbstsucht nicht möglich. Wie oft musste ich mir in den folgenden Jahren den Vorwurf machen, dass ich für andre Menschen und allgemeine Zwecke nicht genügend Zeit und Arbeit übrig hatte!

*(Schluss folgt)*

Heidelberg

*Ewald Kessler*